

## Auftakt ohne Fehlklang

VON JOSEF JOFFE

Die Zeiten waren schon mal aufregender, wenn ein amerikanischer Außenminister den Bonnern die Aufwartung machte. Sie waren eigentlich immer aufregender in den vier Jahrzehnten, die von der Berliner Blockade und dem Berliner Mauerfall eingeklammert wurden. Da kreiste die Weltpolitik um den Kalten Krieg, und der Kreiste um Deutschland. Trotz Korea und Cuba war Deutschland Hauptarena und Hauptgewinn zugleich; hier begann der Kalte Krieg, hier endete er mit der Kapitulation der Sowjetunion, nämlich dem 'Ja' zur Wiedervereinigung Deutschlands im Westen.

Madeleine Albright in Bonn, das war der Besuch auf einem anderen Planeten. Einst war die Bundesrepublik das 'Kontinental-schwert' der USA, deren wichtigster Verbündeter in Europa. Einst war Amerika auch die Nummer eins auf dem Bonner Radarschirm, der mächtige Patron, der den Westdeutschen im Konflikt mit Moskau die geborgte Macht und die militärische Sicherheit verschaffte, die alleine nicht zu haben waren.

Und heute? Da ist Deutschland noch immer der gewichtigste Partner in Europa, aber die Betonung liegt auf 'Europa'. Rings um die Welt ziehen andere Staaten längst mehr amerikanische Aufmerksamkeit auf sich: Rußland wie eh und je, Israel in Nahost, China im fernen Asien und dazwischen die Krisen des Tages: Nordkorea, Haiti, Serbien, Ruanda . . . Freilich ist der Schlagschatten Amerikas auch in Deutschland kürzer geworden. Die alte Abhängigkeit ist zusammen mit der Sowjetunion verschwunden; die alte Anhänglichkeit ist einer nüchterneren Beziehung gewichen - wie in einer alten Ehe, wo das Haus abgezahlt ist und die Kinder ausgeflogen sind.

So ist Bonn nur eine von neun europäischen Hauptstädten, die Albright auf ihrer globalen Vorstellungstour ansteuert. Aufregend, wie zu Zeiten der Berlin- oder Nachrüstungskrise, waren die Gespräche nicht. Sie fielen in das klassische Dreier-Raster aller Routine-Diplomatie. Kategorie 1: die freundschaftliche Bekundung des gegenseitigen Unverständnisses - in diesem Fall bei der Iran-Politik. Für Albright ist der 'kritische Dialog' des Teufels, für ihren Kollegen Kinkel der Weg zu Erlösung. Weil hier aber Freunde über Unvereinbares plauderten, versicherte Kinkel, daß man sich im Grundsätzlichen absolut einig sei, also in der Abscheu vor jeglichem Fundamentalismus und Staatsterrorismus.

Kategorie 2: der gemeinsame Tanz auf dem Drahtseil - hier in der Frage der NATO-Erweiterung, bei der weder Washington noch Bonn wissen, wie der Kreis zu quadrieren sei. Wie die Aufnahme der Osteuropäer schaffen, ohne Aufruhr der Russen zu provozieren? Vorläufig durch das wohlfeile Mantra 'Erweiterung und Einbindung' - in der

Hoffnung, daß es den Tüftlern bis zum NATO-Sondergipfel in Madrid gelingen werde, den Zielkonflikt in Watte zu packen.

Kategorie 3: die Dinge 'niedriger hängen', wie Kinkel sagte - in diesem Fall den Transatlantikstreit um Scientology. Das Scientology-Syndrom ergibt insofern das interessanteste Krankheitsbild in der postbipolaren Welt, als es keinem deutschen Innenminister im Kalten Krieg eingefallen wäre, ausgerechnet eine Sekte, ganz gleich wie abscheulich, zum Staatsfeind Nummer eins hochzustilisieren. Seinerzeit gab es nämlich glaubhaftere Kandidaten, an denen man seine Subversionsängste festmachen und seine höhere Moral demonstrieren konnte. Das waren die Kommunisten, die immerhin im Dienste einer großen fremden Macht standen. Oder später die RAF-Terroristen, die immerhin echte Bomben zündeten.

Der große Konflikt zwischen Ost und West setzte große Prioritäten daheim und in der Außenpolitik. Damals liefen auch die Menschen nicht zu Hunderttausenden den beiden etablierten Kirchen davon; damals gab es auch keine Batallione von Sektenbeauftragten, die ihr Dasein durch das stete Aufspüren von Subversanten legitimieren mußten. Womöglich hätte sich damals, in der Zeit einer echten strategischen Bedrohung, weder Hollywood noch der US-Außenminister für Scientology in die Brezche geworfen.

Heute können sich die Deutschen und Amerikaner erlauben, ihr verschiedenartiges Freiheitsverständnis (in den USA läßt man Scientologen in Ruhe, wenn sie nicht nachweisbar die Gesetze verletzen) zur Chefsache zu machen. Immerhin nannte Albright den Vergleich Juden- Scientologen/Bonn-Nazis 'geschmacklos', erinnerte Kinkel daran, daß die Amerikaner aufgrund ihrer Verfassungsgeschichte 'bestimmte Fragen etwas anders sehen als wir'. Allgemeiner ausgedrückt: Mögen fürderhin nur Probleme wie Scientology das deutsch-amerikanische Verhältnis belasten.

Vergleichen wir's mit dem Verhältnis Frankreich-Amerika. Da läßt Paris keine Gelegenheit aus, sich an dem transatlantischen Giganten zu reiben - sei es in der Frage des Fünfer-Gipfels mit Jelzin, des Kommandos über NATO-Stüd oder des Film- und TV-Marktes. Dahinter steht eine tiefe Unsicherheit über Frankreichs Gewicht in der Welt, das nicht schwerer wird. Ein wenig verhält sich Frankreich heute so wie das Deutschland des Wilhelm Zwo anno 1890ff. Die Deutschen kämpfen heute mit schicksalhaften Problemen in Wirtschaft und Gesellschaft, aber mangelnde Gelassenheit kann man ihnen Gott sei Dank nicht mehr vorwerfen. Und deshalb genießen sie ein Verhältnis zur Weltmacht Amerika, das den Besuch der Dame Albright zur reinen Routine macht.